

## Unser Freund, der Söhr

### *Ich war für ihn fast wie sein Sohn*

Wenn die amerikanischen Soldaten mit ihm redeten, nahmen sie Haltung an und wiederholten immer wieder die Worte „Ei ei Söhr,“ jedenfalls klang es in unseren Ohren so. Wir verstanden ja kein Wort Englisch, wussten also nicht, dass es so viel wie „Zu Befehl“ bedeutete und „Aye aye Sir“ geschrieben wurde. Aus der ständigen Redewendung schlossen wir unterdessen, dass „Söhr“ der Name des sympathischen Soldaten sein müsse, also nannten auch wir ihn „Söhr“ und wunderten uns, dass ihm diese Anrede aus unserem Mund gar nicht gefiel.

Der Söhr wurde unser Freund. Ganz speziell mich hatte er in sein Soldatenherz geschlossen: Er besaß daheim in Chicago einen Sohn ungefähr in meinem Alter, den er seit anderthalb Jahren nicht mehr gesehen hatte. Der Söhr war auch vermutlich in Vaters Alter und hasste nichts mehr als den Krieg. Sein Vorname war „Tschäck“ (Jack) und er erklärte mir, das sei das amerikanische Wort für „Johannes,“ wir hätten also beide denselben Namen und müssten uns also auch mit diesem Namen anreden. Söhr sei nur ein Soldatenwort, wir sollten es nicht anwenden. Welchen Dienstgrad Jack in der Army bekleidete, weiß ich nicht. Er trug ein paar Abzeichen an der Uniform und Winkelstreifen am Ärmel, und die Soldaten hatten Respekt vor ihm.

Es war Mittwoch, der 7. März 1945, als gegen 10 Uhr morgens die Amerikaner unser Dorf besetzten. Zwei Stunden zuvor hatten die letzten deutschen Soldaten Hals über Kopf die Flucht durchs Nonnenbachtal nach Osten in Richtung Ahr ergriffen, nachdem sie zuvor noch rasch die kleine Steinbrücke über den Bach gesprengt hatten, um dem Feind den Vormarsch zu erschweren. Die Amis kamen in zwei langen Reihen von Westen her aus dem Eichholz durch die Wiesen, im Gänsemarsch, voraus einer mit dem Minensucher. Wenig später kamen von der Schmidtheimer Straße her eine Menge Kriegsfahrzeuge, die zunächst wegen der gesprengten Brücke halten mussten. Bald aber rasselte ein schwerer Panzerwagen an der Autoschlange vorbei, wühlte und rappelte mit seinen Ketten hüben und drüben behelfsmäßige Abfahrten in den Straßendamm, und weiter ging die Fahrt. Nonnenbach wurde „eingonnen“, ohne dass ein Schuss fiel.

Am ersten Tag der Besetzung durften wir noch in unseren Häusern bleiben, am nächsten Morgen musste das halbe Dorf geräumt werden. Die GIs machten zunächst einmal Jagd auf unsere etwa 15-köpfige Hühnerschar. Sie trieben mit viel Gejohle das Federvieh in den mit einer hohen Hecke umfriedeten Garten. Nach etlichen vergeblichen Fangversuchen, ballerten sie wütend mit ihren kurzen Sturmgewehren auf die kreischenden Eierleger. Aus nächster Nähe getroffen, blieben aber von dem armen Huhn nur ein paar unbrauchbare Fetzen in der Gartenhecke übrig. Einer der „Jäger“ muss wohl ein Urenkel Winnetous gewesen sein. Er fand im Stall unser Strohhackebeil, ein altes Zimmermannsbeil mit versetzter breiter Klinge, und mit diesem Tomahawk erlegte er die übrig gebliebenen Flatterer im Handumdrehen mit gekonntem Wurf. Die Jagdbeute war zwar meist in zwei Teile gespalten, die aber knallte der Jäger vor unserer „Jött“ (Tante) auf den Küchentisch und befahl: „Braten!“

Abends erschienen drei Amis in der Küche. Einer hielt Jött das Gewehr vor den Bauch und forderte: „Äck, äck“, dabei formte er mit Daumen und Zeigefinger so etwas wie ein Bällchen. Energisch schob Jött den Gewehrlauf beiseite und hob die Schultern. Woher hätte sie wissen sollen, dass der Mann „egg“ sagte und „Ei“ meinte? Sie hatte nie im Leben ein Wort Englisch gelernt, wie wir alle. Unter dem brüllenden Gelächter seiner Kameraden, gackerte der Eierfreund schließlich wie ein Huhn, und da ging unserer Jött ein Licht auf. Sie griff in den Küchenschrank und brachte den flachen Eierkorb zum Vorschein, darin zwei einsame Eggs, die

Letzen ihrer Art. Ein rascher Griff, zwei „Titsche“ (leichte Schläge) gegen den Gewehrlauf, und genüsslich wurden die Eierchen ausgetrunken. Die Amis besaßen eine überwältigende Logik: Morgens killten sie unsere Hühner, am Abend forderten sie Eggs.

Die erste Nacht durften wir noch im Haus bleiben. Zeitig nach Anbruch der Dunkelheit und nachdem unser Vieh versorgt war, wurden wir „owwenop“ (ins Obergeschoß) in die Schlafzimmertür geschickt, aus denen wir uns nicht entfernen durften. Zu meinem Erstaunen verbarrikadierte Mutter unsere Schlafzimmertür mit Stühlen und sonstigen Gegenständen. Keiner von uns tat ein Auge zu, zu groß war die Aufregung, die fremden Soldaten im Haus, die unsere „Feinde“ sein sollten, die uns aber in Ruhe ließen und lediglich unter uns in Küche und Stube rumorteten und in einer fremden Sprache johlten und sangen, von der wir kein Wort verstanden. Lange Zeit lauschten wir dem Treiben im Haus, alles schien gut zu gehen, unsere Aufregung legte sich allmählich. Dann aber kam das Schreckliche, das insgeheim Befürchtete.

Mitten in der Nacht rappelte es an unserer Tür, immer kräftiger, immer energischer, und eine Männerstimme befahl in bestem Deutsch: „Aufmachen, öffnen Sie die Tür!“ Unsere Mutter, an Alter und Aussehen eine Frau in den besten Jahren, hielt ihre Schicksalsstunde für gekommen, was wir Kinder allerdings erst später begriffen. Zitternd räumte sie die Barrikaden von der Tür. Ein schon auf den ersten Blick sympathischer Soldat kam herein, ein Mann etwa in Vaters Alter. Er grinste übers ganze Gesicht, strahlte uns regelrecht an. Er hatte weder ein Gewehr noch sonst eine Waffe dabei, vielmehr trug er einen offensichtlich gewichtigen Karton unter dem Arm. Er stellte seine Last aufs Bett und fragte dann in tadellosem Deutsch: „Hätten Sie wohl einen Stuhl für mich?“

Diese wenigen Worte genügten, um uns die größte Angst zu nehmen. Ein Ami, der so gut Deutsch sprach, konnte ganz einfach kein böser Mensch sein. Der Stuhl wurde geholt, ein Schränkchen diente als Tisch, auf dem der Mann den Inhalt seines Kartons ausbreitete und uns dabei versicherte, dass wir – und besonders unsere Mutter – absolut keine Angst zu haben brauchten, die Amerikaner seien Soldaten und keine Schweine (was wir Kinder wieder nicht begriffen), er wolle sich nur ein wenig mit uns unterhalten und habe uns da ein paar Sachen mitgebracht, die wir sicher gut gebrauchen könnten. Wir sollten unbedenklich alles annehmen, er verlange nichts dafür. Und dabei lächelte er unsere Mutter an, die ein wenig verlegen wurde.

Es war sicherlich eine recht ungewöhnliche Stunde für eine „kleine Unterhaltung“, es war aber gut gemeint und angesichts der Herrlichkeiten, die sich da vor unseren Augen ausbreiteten, verflog unsere Angst sehr bald. Wir kannten freilich nicht alles, was der Ami da aus dem Karton hervor zauberte, die Schokolade unterdessen war uns naturgemäß nicht fremd, und wir starrten mit hungrigen Augen auf die massiven Riegel in buntem Papier, deren Aufschrift wir nicht lesen konnten. Den Kaugummi kannten wir dagegen nicht, ebenso wenig den Inhalt mehrerer Dosen, den unser Besucher als Apfelsinensaft deklarierte. Skeptisch beäugten wir die Dosen und die Kaugummipäckchen. Wohlverstehend kaute der Gast vor unseren Augen einen Streifen Gummi, ließ sich dann ein Glas geben, pickte mit dem Messer zwei Löcher in eine der Dosen, goss das Glas halbvoll und trank es aus. Er lachte: „Sie sehen, es ist nichts vergiftet.“ Rasch stellte sich dann heraus, dass wir Köstlicheres als den Apfelsinensaft noch nie getrunken hatten.

Und noch eine ganz besondere Kostbarkeit hatte unser Besucher mitgebracht: Streichhölzer, drei Pakete zu je zehn Schachteln. „Match“ stand auf den Dosen geschrieben, die Hölzchen besaßen rote Zündköpfe. „Ich weiß, dass Sie keine Streichhölzer haben, nehmen Sie ruhig, wir haben genug davon“, kommentierte der Ami sein für uns äußerst wertvolles Geschenk.

Streichhölzer waren tatsächlich eine Rarität. Im Herdfeuer wurde ab Mittag die Asche belassen und in sie hinein abends vor dem Schlafengehen ein möglichst dickes Stück Buchenholz gelegt. Dieses „Holzbrikett“ kohlte über Nacht und hielt die Glut bis zum Morgen. So mussten wir nicht eins der wenigen Zündhölzer fürs Feueranmachen vergeuden. Mit diesen drei Ami-Paketen waren wir „reich“, während der neuntägigen Besatzungszeit sammelte ich noch jede Menge Streichhölzer, darunter auch die uns bis dahin unbekanntes Heftchen. Die Amis warfen sie einfach weg, wohl wissend, dass wir dahinter her waren. Schenken durften uns die Soldaten offiziell nichts, wie es hieß, also „verloren“ sie die Sachen, darunter auch Zigaretten und Süßigkeiten, und lachten, wenn wir Kinder darüber herfielen wie die Raben. Auf diese Art konnte man Gutes tun, ohne sich dabei zu „versündigen.“

Unser Besucher blieb die halbe Nacht. Als er ging, wussten wir, dass er Jack hieß und von uns auch mit „Tschäck“ angedredet werden wollte. Vor dem Krieg war er lange in Deutschland gewesen, daher seine hervorragenden Sprachkenntnisse. Er hasste den Krieg, der ja nun bald zu Ende sein würde. Er ließ sich von unserem Vater berichten, der ja auch im Krieg war, und wünschte uns, dass wir ihn gesund wiedersehen würden. Das wünschte uns ein amerikanischer Soldat, der doch unser Feind sein musste! „Tschäck“ war nichts weniger als unser Feind.

Mit ziemlicher Sicherheit hat unser „Söhr“ mich einmal vor schlimmem Unglück bewahrt, indem er mir zwei Handgranaten wegnahm, die ich gefunden hatte. Vielleicht war da sogar mein ständig wachsamer Schutzengel in die Gestalt des Soldaten geschlüpft? Damals fiel es mir nicht auf, heute denke ich, dass ich Tschäcks besonderes Sorgenkind war. Vielleicht weil er daheim in Chicago selber einen Sohn ungefähr in meinem Alter besaß, der den Vater lange Zeit nicht mehr gesehen hatte?

Wie schon gesagt, mussten wir am Morgen des zweiten Besatzungstags unser Haus räumen und kampierten in Sichtweite am Fuß der Hardt in einer vom „Kulturamt“ eingerichteten Holzbaracke. Tagsüber durften wir zu bestimmten Zeiten ins Haus, um unsere Stalltiere zu versorgen. Das nutzte ich zu intensiven Such- und Sammelaktionen rund ums Haus, denn die Amis hinterließen überall ihre Spuren in Gestalt von essbaren und nützlichen Dingen. Im „Bongert“ beispielsweise, einer Wiese hinter dem Haus, hielten sie regelmäßig ihren Morgenappell, und dort war für mich die reinste Fundgrube. Manchmal hielten sie im Bongert auch eine Art Gottesdienst ab, jedenfalls hockten die Soldaten am Boden und hörten einem Redner zu, den wir natürlich nicht verstanden. Sie sangen aber auch und das klang in unseren Ohren wie Kirchenlieder. Nach solchen „Versammlungen“ war für mich „Ernte“ im Bongert, immer wieder fand ich Süßigkeiten und besonders Kaugummi, manchmal auch kleine Tütchen mit Brausepulver, das köstlich auf der Zunge prickelte. Das kannten wir bis dahin nicht, „Lemon Juice“ stand auf den Tütchen und das hieß wohl so viel wie „Zitronensaft.“

Unter der Kellertreppe lagen zwei seltsame längliche „Metall-Eier,“ mit dicken „Rippen“ und einem ungewöhnlichen „Kopfe“, von dem ein „Griff“ lang über den Eikörper herabhing. Die Eier waren ziemlich schwer, als ich damit zur Haustür kam, lief mir unser Söhr in den Weg und wurde bleich. Mein Vater hätte nicht besorgter sein können, Tschäck nahm mir behutsam die „Eier“ aus den Händen und erklärte mir, dass es ungemein gefährliche Dinger seien und dass ich nur ja so etwas nie mehr anfassen dürfe. Wenn ich derartige Dinge fände, müsse ich unbedingt sofort ihm Bescheid sagen, das musste ich versprechen. Wenig später ließ er alle erreichbaren Soldaten antreten, hielt ihnen die beiden Handgranaten vor die Augen und ließ ein zehnminütiges Donnerwetter los, von dem wir natürlich wieder kein Wort verstanden. Er brüllte aber ziemlich energisch und die Soldaten schlichen anschließend kleinlaut davon.

Soweit es ihm möglich war, hielt mich unser Söhr ständig im Auge, davon bin ich heute überzeugt. Er war nämlich bei besonderen Anlässen stets „zufällig“ zur Stelle. So hat er beispielsweise einmal das „Zielschießen“ einiger alkoholisierter GIs auf unsere Wohnbaracke gestoppt und damit zweifellos großes Unheil verhindert.

Eines Nachmittags trieb ich mich in unserer Behausung herum, als „zack“ mit einem mächtigen Knall ein meterlanger Splitter aus der Bretterwand fetzte und mit bösem Surren über unsere Lagerstätten fegte. Noch zweimal krachte und splitterte es. Ich rannte schreiend nach draußen. jenseits des Nonnenbaches, Luftlinie etwa 80 Meter von uns entfernt auf „Krengs Peisch“ (Wiese). hantierten vier oder fünf offensichtlich betrunkene Soldaten mit einem Gewehr herum. Gerade wollte einer der Kerle wieder auf unsere Baracke abdrücken, als brüllend unser Tschäck auftauchte, dem Soldaten das Gewehr entriss und es ein paar Meter zur Seite schleuderte, die Kerle mit echten Fußtritten traktierte und ein Gebrüll erhob, das man garantiert „bis nach Reetz“ (Redewendung) hören konnte.

Woher unser Freund so plötzlich aufgetaucht war, konnte ich nicht feststellen. Er war aber da und genau zum richtigen Zeitpunkt. Die Besoffenen hätten mit Sicherheit weiterhin auf unsere Baracke geballert. Die ersten Schüsse lagen zum Glück ziemlich hoch, außer ein paar „Luftlöchern in der Bretterwand entstand kein Schaden oder gar Unglück.

Unter den Soldaten, die in unserem Haus und in der Scheune kampierten, war auch ein braunhäutiger Gentleman, der mich offensichtlich nicht leiden mochte. Der schikanierte und erschreckte mich bei jeder sich bietenden Gelegenheit. Er warf beispielsweise ein Päckchen Kaugummi auf den Boden, und wenn ich dann danach greifen wollte, zermatschte er es mit dem Stiefelabsatz. Er redete auch oft gehässig auf mich ein, wie ich aus seinem Wortschwall zu erkennen glaubte. Zum Glück verstand er kein Deutsch und ich kein Englisch. Diesem Mann ging ich nach Möglichkeit aus dem Weg.

Einmal kam ich vor unserem Scheunentor vorbei, als – zack – etwas vor meiner Nase vorbei zischte und mit hässlichem „klack“ in der Bretterwand stecken blieb – ein breites Wurfmesser. Noch stand ich starr vor Schreck, da machte es wieder „klack“ und ein zweites Messer steckte eine Armlänge hinter meinem Kopf im Holz. Ein paar Schritte abseits holte der Braunhäutige soeben zum dritten Wurf aus, als unversehens Freund Tschäck erschien und mit Donnerstimme das Messerwerfen beendete. Der Messerheld stand kerzengerade und ließ ein minutenlanges „Gewitter“ über sich ergehen, von dem ich leider kein Wort verstand. Zum Schluss bellte er: „Ei ei, Söhr!“, zog die beiden Messer aus der Scheunenwand und verschwand mit eingezogenen Schultern.

Ein anderes Mal war offensichtlich „Aufräumen“ befohlen, die Amis nämlich entfachten vor dem Haus ein mittleres Feuer und verbrannten allerlei Krempel, den sie aus Haus und Scheune herbeischleppten. „Feuerchen stochen“, das war nach meinem Geschmack, ich sammelte eifrig das massenhaft herumliegende Papier auf und stochte mit.

Es ist erstaunlich, wie detailliert ich mich noch an diese Begebenheit erinnere, obwohl ich erst zehn Jahre alt war. Die Amis hatten massenhaft Comiclektüre zur Verfügung, solche Bildhefte sah ich damals zum ersten Mal und war begeistert davon, ich habe damals auch einen ganzen Stapel davon gesammelt, sie aber später weggeworfen. Ich kann mich sogar noch an eine ganz bestimmte Serie erinnern, die immer wieder erschien und mit „RED ROBINS AND SPEED CAR“ betitelt war. Die Texte in den Sprechblasen waren stets in Großbuchstaben verfasst. Der Held der Serie war ein rotgekleideter Mann, der mit seinem Speed Car die tollsten Abenteuer bestand. Da ging beispielsweise eine Tankstelle in Flammen auf und ein meterhoher Hydrant riss mit gewaltigem „SWASH“ aus seiner Verankerung. Obwohl ich sprachlich nichts damit anfangen konnte, hat sich mir der eine oder andere Text eingepägt.

Der braune Gentleman hatte mich wohl beim Stochen beobachtet, er strich nämlich angelegentlich um das Feuer und warf irgendetwas in die Glut, was aber niemandem auffiel. Wenig später, als ich gerade wieder beim Nachlegen war, explodierten mit scharfem Knattern etliche Patronen im Feuer. Mir geschah nichts, wohl aber dem Übeltäter, der von Tschäck beobachtet worden war. Wieder entlud sich ein minutenlanges Donnerwetter über seinem Haupt und abschließend wurde er mit einem richtigen Fußtritt davongejagt. Seitdem ließ er mich in Ruhe. Ich hätte ihm aber unter keinen Umständen einmal allein begegnen mögen.

Zum Schluss noch ein Episödchen, bei dem unser Söhr allerdings nur passiver Zuschauer war. Luftballons waren in jenen Kriegsjahren für uns Kinder eine Seltenheit, an der Kirmesbude in Blankenheim konnten wir sie für ein paar Pfennige kaufen, sonst gab es sie nicht. Die Amis hatten an manchen ihrer Jeeps gleich mengenweise Luftballons befestigt, allerdings sämtlich weiß und mit einem erstaunlichen „Zipfel“ am oberen Ende. Ein Soldat schenkte mir fünf oder sechs Stück. Ich trug sie frohgemut heim. Kaum wurde „Mam“ (Mutter) meiner ansichtig, da wurden mir die Ballons aus der Hand gerissen und brutal zerfetzt: „So ein Sauzeug bringst du mir nicht noch einmal heim.“ Ein paar Schritte entfernt stand unser Söhr mit ein paar Kameraden, die Gruppe lachte lauthals und ich war ratlos. Ich verstand die Welt nicht mehr: Sauzeug!? Es waren doch Luftballons und die Amis hatten sie haufenweise am Auto. Erst Jahre später verstand ich, welcher Art diese „Luftballons“ waren. Und eins hat mich immer mal wieder gedanklich beschäftigt: Unsere Mutter war eine ziemlich fromme und gottesfürchtige Frau. Sie hätte sich doch eigentlich mit solchen „Luftballons“ nicht auskennen dürfen. Woher hatte sie diese Kenntnis?